

Ganz persönlich

Die Waisen und die Snobs

Von Heinz-Jürgen Hauzel



„Den Zweifel als Erkenntnisinstrument behalten zu wollen – das zeigt mir, wie gut wir uns verstanden haben“, schrieb mir Siegfried Lenz 1973 als Antwort auf einen Brief, in dem ich dem Schriftsteller umgebeten meine Meinung zu seinem damals gerade erschienenen Roman „Das Vorbild“ ins Othmarscher Haus geschickt hatte. Eine „einerseits erfreuliche und doch fast beängstigende, weil widerstandslos machende Übereinstimmung zwischen Autor und Leser“ manifestierte sich in meinen Zeilen – gerade als fürchte er auch in diesem Fall den Verlust kritischer Distanz. Vorbildern nachzuleben, arglos scheinbaren Lichtgestalten einfach hinterherzudenken – das, wie so viele andere, verbot sich unserer Generation. Wir mussten, so un bequem es sein mochte und so wenig auch das die Risiken ausschließt, unseren schmalen Weg ohne Pfadfinder selbst suchen. Zu viele unserer Eltern hatten in Reden und Liedern gepriesenen Helden nachgeeffert und waren den schlimmsten aller Rattenfänger in die Katastrophe gefolgt. Vorbilder meiden und – wie es später André Heller sang – „Feind sein der Herden“; das ist nicht behaglich, schürt in kollektiver Einsamkeit die Sehnsucht nach der Geborgenheit einer einigen Gemeinschaft – aber das war die Erkenntnis aus den Erfahrungen unserer Vorgänger, zu denen auch Lenz zählt.

Seit jenem kurzen Gedankenaustausch mit dem Hamburger Schriftsteller habe ich mich oft und immer wieder geprüft, ob es denn nicht doch so etwas wie Vorbilder auch für mich gegeben habe. Gewiss. Aber es waren nie empfohlene Vorbilder. Es waren die Zweifler, immer die, die Fragen gestellt haben – nie die, die vermeintlich einfache Antworten wussten. Die von mir bewunderten Lebenskünstler waren nicht die, die gemeinhin so bezeichnet werden. Nicht die, die leicht (-fertig) und sorglos zu den Sonnenplätzen schweben, sondern die das Leben klaglos meistern, selbst wenn es ihnen schwere Aufgaben stellt, die Verantwortung für sich und selbstverständlich für andere übernehmen und alles schon geregelt haben, ehe sie um Hilfe bitten. Es waren die, die diese wunderbar hemdsärmelige Lebensfähigkeit, Kraft und praktische Alltags-Intelligenz besitzen. Die im Schatten der Zechen die Zeche von Strukturwandel, Fehlentwicklungen und Missmanagement zahlen mussten und doch ein Glück dabei fanden, statt zu verzweifeln – das waren meine Künstler, denen ich gern applaudiert hätte und heute wenigstens huldige. Sie haben keine Probleme gesehen, wo keine sind, weil ihnen ihre tatsächlichen Sorgen gereicht haben. Das voneinander unterscheiden zu können, macht sie in meinen Augen zu Waisen – und die anderen zu Snobs.

Auch von Edgar kann man viel lernen

Wenn man nach Vorbildern sucht, die man vielleicht doch gehabt hat, kann man ja mal darauf achten, an wen man sich oft (und gern) erinnert – und von wem man immer wieder erzählt. Für mich war das zum Beispiel Edgar. Ein Nachbarjunge, drei Jahre älter als ich. Bei der Geburt war sein Gehirn ein wenig zu lang ohne Sauerstoff geblieben. Fast weigerte ich mich zu schreiben, er sei geistig behindert gewesen. Er ging in die Hilfsschule, wie das damals hieß. Und er war eine Seele von Mensch – bis auf die Augenblicke, in denen die kleinen Explosionen in seinem Kopf aggressive Schübe auslösten. Ich habe gern mit ihm gespielt. Er gewann gegen mich im Rommé, in Halma, Dame – und im Schach. Er baute mir mit Begeisterung Zwick-Mühlen, es war ihm eine unendliche Freude, wenn er bei den Mensch-Ärgere-Dich-Nicht-Schlachten einen Stein direkt vorm Haus rausgeschmeißen konnte – und wenn beim Monopoly seine Geldscheine zu Bündeln wuchsen und ihm jemand unglücklich auf seine mit Hotels gepflasterte Schlossallee stolperte: „Das kannst du nicht zahlen – aber ich leihe Dir was.“

Edgar war der Klicker-König unserer Straße. In seinem Zimmer stand ein Putzweiser überfüllt mit diesen Glaskugeln als Trophäe des Erfolgs. Im Frühling „baute“ er gleich die ersten Löcher und suchte seine „Opfer“. Stolz zeigte er seine neuen Errungenschaften. „Guck mal, den Zehnerbullen habe ich vom Paul gewonnen.“ Das tollste aber waren im Winter seine Rollbahnen: Er verband Gardinen-Schienen mit Knetmasse und ließ auf ihnen die Klickerpracht quer durchs ganze Altbauzimmer laufen. Und seine Seifenblasen. Die hatten nichts gemein mit dem, was andere da per Strohhalm in die Gegend bliesen – und schon gar nichts mit Pustefix. Mit einem Gartenschlauch und einer selbst „gebrauten“ Lauge zauberte er riesige bunte Kunstwerke in unseren grauen Hinterhof – und dann strahlten er und wir und alles.

Edgar war das Gegenteil dessen, was man sich unter einem Vorbild vorstellt. Und er war – damit kein falscher Eindruck entsteht – sicher auch alles andere als zu beneiden, sein Schicksal nicht erstrebenswert, aber ich erinnere mich gern an ihn und an seine einfachen Weisheiten, mit deren Hilfe er seine Welt geordnet hatte: „Geschenken und wiedergewonnen ist gestohlen“ oder „Versprochen ist versprochen.“ Nüchtern und unkompliziert sprach er Wahrheiten aus, die wir noch verdrängten, etwa wenn wir was angestellt hatten: „Jetzt kriegst Du daheim aber Schläge.“

Er hatte nicht immer Recht. Und er hat beim Spielen sicher auch nicht immer gewonnen. Dass ich es anders in Erinnerung habe, mag daran liegen, dass er sich schon damals mit Niederlagen als zugehörigem Teil des Lebens abfand. Für schlechte Verlierer hatte er nur ein unaufgeregtes, etwas verächtlich klingendes „Klickerbedauer“ übrig. So konnte man viel von Edgar lernen. Ich habe viel von ihm gelernt, auch von seinen Eltern und seinen drei Geschwistern, die mich mit ihrer Form des Umgangs in die Relativität des Normalen und die Selbstverständlichkeit des Andersseins eingeführt und mir gezeigt haben, dass Glück auch etwas mit Genügsamkeit zu tun hat. Ich bin dankbar, dass der Zufall uns zueinander führte und wir acht frühe Jahre miteinander verbringen durften. Ich habe nicht versucht zu leben wie sie, aber sie haben dazu beigetragen, dass ich bin wie ich bin.

Die Menschen, denen wir begegnen, historischen Figuren in Büchern wie leibhaftigen Zeitgenossen, bieten uns einen viel zu reichhaltigen Erkenntnischatz, den wir durch waches Betrachten, offenes Mitleben und sensibles Mitfühlen für uns nutzen können, als dass wir uns auf einzelne Vorbilder beschränken und so selbst die Möglichkeiten immer neuer Entwicklungen verderben sollten.

„Vorbild wird man nicht, das ist man“

Der Erziehungswissenschaftler Michael May über Vorbilder, Idole, konservative Irrtümer und die Versäumnisse der 68er

Vorbilder haben zur Zeit Hochkonjunktur. In Zeiten von Managern, die vor allem sich selbst zu bereichern scheinen, Politikern, die beliebig austauschbar wirken, und Pop-Sternchen, die – kaum aufgegangen – wieder verglühen, wächst die Sehnsucht nach echten Vorbildern. Über das Phänomen sprechen wir mit Michael May, Erziehungswissenschaftler an der Wiesbadener Fachhochschule.

Von Christian Lahr

„Im Gegensatz zu früher suchen sich Jugendliche ihre Vorbilder heute selbst aus“, erklärt Michael May lächelnd und weiß zu dieser scheinbar logischen Tatsache gleichzeitig erstaunliche Hintergründe. „In der Pädagogik, vor allem in ihrer geisteswissenschaftlichen Ausprägung des 19. Jahrhunderts, gehörte es zu den Grundfesten, dass Pädagogen Vorbilder zu sein haben“, betont der Professor.

Mittlerweile hätte sich aber auch unter Lehrern, Sozialarbeitern und Erziehern herumgesprochen, dass sich eine Vorbildfunktion nicht einfach festlegen lasse, sondern dass Erwachsene aufgrund einer bestimmten Haltung – meist eher unbewusst – für Jugendliche zum Vorbild werden.

Was und wer aber sind Vorbilder? Hier bemüht der Erziehungswissenschaftler einige Jugendstadien, denen interessante Ergebnisse zu entnehmen sind. So hätten 1955 noch mehr

als 50 Prozent der Jugendlichen ein Vorbild gehabt, davon drei Viertel einen Elternteil. 1996 sagten nur noch 16 Prozent der jungen Menschen, sie hätten ein Vorbild, wobei diese vor allem aus dem so genannten Fernbereich kämen – bei Jungen aus dem Sport, bei Mädchen aus der Kultur- und Medienindustrie.

Spannend zu beobachten seien die Veränderungen seit dem Jahrtausendwechsel. „Vorbilder werden wieder in“, sagt May, der allerdings beobachtet hat, dass sich die Vorbild-Arten unterscheiden: „Jugendliche, die sich selbst als bildungs- und erfolgsorientiert beschreiben, nennen wieder häufig die eigenen Eltern als Vorbilder.“ Die Gruppe der Jugendlichen, die sich eher zu den „Hedonisten“ zählt, also Menschen, die vor allem das Leben genießen wollen, suchen sich Vorbilder aus der Welt der „Stars und Sternchen“, der Popsänger und Boulevardgrößen.

Allerdings, und das wirft kein gutes Bild auf die Schulen, scheint für alle Jugendlichen festzustehen: „Lehrerinnen und Lehrer sind als Vorbilder so was von ‚out‘ – sie werden nur noch von den Politikern geschlagen“, weiß Jugendforscher May. Er führt dies auf die Unlust der „professionellen Pädagogen“ zurück, sich auch emotional auf Jugendliche einzulassen.

Mit der Pädagogik der 68er sei ein „falscher Professionalitätsbegriff“ in die Erziehungsdebatte gekommen, glaubt May, der selbst mehrere Jahre mit Jugendlichen, die als „nicht mehr therapierbar galten“, gearbeitet hat. Und er spart nicht mit Kritik an der eigenen Zunft: „Distanz, Lachheit und eine gewisse Egal-Haltung hat sich vor allem in die soziale Arbeit geschlichen.“ Dabei würden Jugendliche genau merken, ob sich der Mensch als Erzieher einsetze und auch eigene Gefühle vermittele oder ob lediglich ein Programm, eine Theorie heruntergespult werde.



„Lehrerinnen und Lehrer sind als Vorbilder so was von ‚out‘, sie werden nur noch von Politikern geschlagen“, weiß Professor Michael May aus Untersuchungen. Foto: wita/Uwe Stotz

Allerdings bedeutet das nach den Worten des 1956 in Limburg geborenen Professors keinesfalls, „dass jetzt die große Stunde der konservativen Pädagogik von Zucht und Ordnung

Samstagsgespräch

sowie vermeintlicher Wert-Orientierung schlägt“. „Der Irrtum der Konservativen ist, dass sie denken, man könne Autorität einfach festlegen“, so May. Das funktioniert aber nicht, Autorität gewinne man aus einer persönlichen Haltung heraus, und Jugendliche übertragen diese Autorität auf Menschen, die sie „gut finden“. Nur wenn man

sich eine Vorbildfunktion – bewusst oder unbewusst – „erarbeitet“ habe, werde man als Vorbild akzeptiert.

Der Fachhochschul-Professor unterscheidet auch zwischen Vorbild und Idol, „selbst wenn da die Grenzen manchmal verischen“. So lasse sich beispielsweise der verstorbene Papst durchaus für einige Jugendliche als Idol definieren, wie auch Mutter Theresa. Allerdings habe keiner vor, „jetzt nach Indien in ein Obdachloshaus zu fahren und Leprosen Kranke zu betreuen“. Ein Idol werde bewundert, ein Vorbild diene eher zum Nacheifern.

Trotzdem drücke sich in dieser Bewunderung eine Sehnsucht

aus, wären gerade Jugendliche von Menschen, oder mit Blick auf die verstorbene Lady Diana, zumindest von der medialen Vermittlung von Menschen begeistert. „Ich glaube, die Pädagogik hat Idole zu lange verteufelt, sie muss die Sehnsüchte der Menschen nach etwas Bewundernswertem ernst nehmen und nicht nur in Kultur- und Medienkritik verfallen“, meint May.

Michael May nennt als eigenes Vorbild auch heute noch den Philosophen Ernst Bloch, der voll Sprachgewalt eine Philosophie der Utopie und der Hoffnung vertreten habe. Ob der Professor, der in den 80ern über die Jugendbewegung des „Punk“ promoviert hat, selbst ein Vorbild für seine Studenten ist, vermag er nicht zu sagen. „Jedenfalls lade ich sie nicht dazu ein“, lächelt er. Gleichfalls versuche er, sich persönlich einzubringen, sich mit Gefühlen einzusetzen und so auch Reibungs- und Angriffsfläche zu bieten, etwa wenn er mit einer Gruppe Studierender ein Erlebnispädagogik-Projekt wissenschaftlich begleite.

Dass sich mit den Idolen der Medien- und Kulturindustrie sowie der kaum mehr vorhandenen Vorbildfunktion von Politikern und Lehrern gleichsam große Apathie unter den Jugendlichen breit mache, kann May nicht bestätigen. Gerade im Nahbereich engagierten sich Jugendliche, allerdings nicht in organisierten Formen, sondern in Initiativen und Projekten.

Und welche Vorwürfe auch immer man den 68ern in puncto Gesellschaftspolitik machen kann, in der eigenen Erziehung hätten sie – geprägt durch die autoritäre Haltung ihrer Eltern – auf Partnerschaft gesetzt und damit, wieder einmal unbewusst, vorbildlich gehandelt. So sei sein 24-jähriger Sohn kürzlich noch mit ihm und seinen Freunden zum Skifahren aufgebrochen. „Und das“, so May, „hätte ich früher nie gemacht!“

Leben in der Wiederholung

Unbewusste Vorbilder: Die Meeuws und das Hochleistungs-Schwimmen

cla. Auf keinen Fall sollten sie Schwimmer werden. Bloß nicht brotlos das Wasser durchpflügen, sich im Trainingsbecken für etwas Ehre und wenig Geld abstrampeln. Aber sie wurden dann doch Schwimmer. Alle drei, einer davon mit jetzt gerade einmal 20 Jahren sogar Silbermedaillengewinner bei den Olympischen Spielen von Athen.

Bei wohl kaum einer anderen Familie – Springreiter einmal ausgenommen – lässt sich so gut untersuchen, welchen Einfluss Vorbilder haben können – vor allem die unbewussten. „Uns war ja bekannt, wie wenig lukrativ das Schwimmerdasein ist“, erzählt Folkert Meeuw, und Ehefrau Jutta ergänzt: „Auch musste unsere Tochter immer ein bisschen unter dem Zirkus um unsere Personen und unsere Vergangenheit leiden – das wollten wir den beiden Jungs ersparen.“



Glücklich wie die Fische im Wasser: Dem Schwimmer-Ehepaar Jutta und Folkert Meeuw hüpfen die drei Kinder wie selbstverständlich hinterher ins nasse Element. Foto: wita/Uwe Stotz

Das Zitat

„Kurz vor meiner Abfahrt ist es uns doch noch gelungen, das zeitgemäße Vorbild ausfindig zu machen: es handelt sich um eine intakte Windmühle, die, bei ausreichender Regung in der Luft, für jedermann sichtbar vierflügelig um sich schlägt.“

Siegfried Lenz lässt in seinem Roman „Das Vorbild“ Janpeter Heller dieses Resümee ziehen.

Der „Zirkus“ der Eltern ist eine bis heute anhaltende Liebesbeziehung zum Schwimmsport. So wohl Folkert als auch Jutta Meeuw, die sich bezeichnen der Weise im deutschen Nationalteam kennen gelernt haben, waren zu ihrer aktiven Zeit Weltklasseathleten mit Medaillenerfolgen bei Europa-

meisterschaften und Olympischen Spielen, nicht zu reden von den Meistertiteln und Rekorde auf nationaler Ebene.

Wie können solche Eltern nicht Vorbild sein? „Glauben Sie uns, wir haben nur verlangt, dass die Kinder jeweils einen Sport betreiben, sei es Turnen, Fußball oder Leichtathletik“, sagen die beiden übereinstimmend. Aber schließlich sind sie doch alle ins Wasser gesprungen: Frauke wurde immerhin Hessenmeisterin, Helge Olympiazweite, und Arne nahm auch schon an deutschen Meisterschaften teil.

„Vielleicht liegt es an unserer anhaltenden Begeisterung, den unzähligen Geschichten und den vielen Freunden und Bekannten, die wir noch in der Schwimmszene haben“, bemerkt der Vater nachdenklich. Und Mutter Jutta, heute Ärztin mit Praxis in Sonnenberg, versucht sich zu erinnern, wie alles anfing. Während der Auslandsjahre in Namibia sei Tochter Frauke bereits im Pool geschwommen, später in Wiesbaden habe sich Helge der Schwester oft angeschlossen, wenn es zum Training ins Kleinfeldchen ging.

Hinzu kam, dass beide Eltern Leistungsgruppen trainierten und dabei die Älteste mit ins Schwimmbad nahmen. Der Wunsch, dass alle Kinder Sport treiben sowie die begeisterten Erzählungen über die eigene Vergangenheit mögen ihr übriges dazu beigetragen haben.

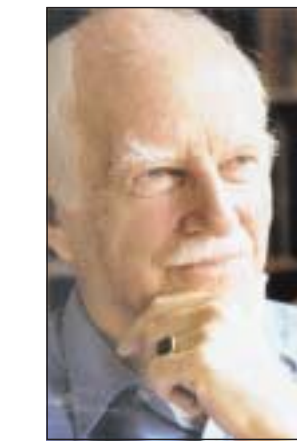
Und auch wenn es die beiden Eltern, die sich viel lieber als „Vorbilder im Umgang, im Verhalten, in der Sicht auf die Welt“ sehen, gern gehabt hätten, dass die Kinder „wenn schon Sportler, dann wenigstens Fußballer“, werden, so vermag er eine Portion Stolz doch nicht zu verleugnen. „Denn wer hat schon das Privileg, seine eigene Vergangenheit durch die Kinder quasi noch einmal zu erleben?“, fragt Folkert Meeuw.

Verantwortung für das Gemeinwesen

Mit großem Namen in vielen Funktionen Vorbild

cla. Es gibt nicht viele Menschen, die von anderen zum Vorbild auserkoren werden – und dann auch noch in Broschüren, Prospekten und auf Plakaten präsentiert werden. Friedrich-Christoph von Bismarck ist so einer und es scheint, als nehme er die Vorbildrolle wie selbstverständlich an – auch wenn er sich nicht in die erste Reihe gedrängt hat.

Als Gründungsstifter prangt er nachdenklich auf den Publi-



Friedr.-Christoph von Bismarck

kationen der „Wiesbaden Stiftung“, soll zum Mitmachen anregen, ist im wahren Sinne des Wortes ein „Vor-Bild“. Nicht einen Moment lang hat er gezögert, als er gefragt wurde, ob er sein Konterfei zur Verfügung stelle. „Was das Ehrenamt für eine Person ist, das ist die Form der Stiftung für das Geld“, stellt von Bismarck fest.

Er werde häufig angesprochen auf das Bild und sein Engagement, sagt der 71-Jährige, der seinen vielfältigen Einsatz auf die drei Begriffe „Kenntnis, Erkenntnis, Bekenntnis“ gründet: „Wenn ich etwas kennen lerne und zudem erkenne, dass es eine gute Sache ist, dann gehört für mich das persönliche Bekenntnis für diese Sache dazu.“

Dieses Bekenntnis ist durchaus Familienorientiert. Der Vater – 50 Jahre älter als der Sohn – dient ihm zeitlebens als Vorbild. „Die Eltern sind der Hypothek, der Verpflichtung, die allein der Name mit sich bringt, nachgekommen“, beschreibt der Urgroßneffe des „Eisernen Kanzlers“ die Erwartung des Umfeldes, dass man etwas für die Allgemeinheit zu tun habe.

So befand sich der Vater mittendrin im Widerstand gegen die Nationalsozialisten, das politische Engagement und der Einsatz für das Gemeinwesen sind für den Sohn auch in der heutigen Zeit noch eine pure Selbstverständlichkeit. Ehrenamtlich war von Bismarck lange Jahre in der Kommunalpolitik tätig, auch als Rotarier und Kirchenvorstand der Lutherkirchengemeinde übernahm er Verantwortung für das Gesell-

schaft. Als eigene Vorbilder außer Vater und Mutter nennt er auch die „beeindruckenden Persönlichkeiten“ Konrad Adenauer und Papst Pius XII. Im Nahbereich außerdem der ein oder andere Professor, der den Jurastudenten inspirierte. Hier wünscht sich von Bismarck heute mehr Engagement: „Leider gibt es in Bildung und Ausbildung zu wenig Menschen, die sich bekennen und mit ihrer Persönlichkeit einsetzen“, sagt er.

Dass er selbst häufig zum Vorbild genommen wird, ist ihm nicht unangenehm, auch wenn die Messlatte bei Vorbildern aus dem öffentlichen Raum ja bekanntlich recht hoch liegt. „Mit einem gewissen Maß an Eitelkeit sieht man es nicht ungern, als Vorbild betrachtet zu werden – auch wenn diese Funktion immer nur auf bestimmte Bereiche beschränkt ist.“ Vielleicht zeichnet genau diese Selbsterkenntnis ja ein Vorbild aus.